

Eine Katastrophe namens „The Beatles“

In Jever sind Aufruhr und Rebellion der Jugend in den Vitrinen des Schlossmuseums angekommen

Rainer Rheude

Die „Katastrophe“, wie Harry Houben es ausdrückt, hatte einen Namen: „The Beatles“. Als in den 1960er-Jahren die Band aus Liverpool ihren musikalischen Siegeszug um die Welt antrat, hing plötzlich der Hausseggen in seiner Familie in Oldenburg immer öfter schief. Von einem Tag auf den anderen drifteten das Lebensgefühl des Jungen und das seiner Eltern unaufhaltsam auseinander. Der brave Bub, der bis dahin wie die meisten Klassenkameraden und durchaus zum Wohlgefallen seiner Eltern am liebsten Fußball spielte, wurde zum rebellischen Beatmusiker. Fast viereinhalb Jahrzehnte später erinnert sich der 57-jährige noch genau an jenen Tag im Winter 1963, als er zuhause am Radioknopf drehte und am Beatles-Song „I Want to Hold Your Hand“ hängen blieb. „Der Song durchfuhr mich wie ein Pfeil.“ Von diesem Augenblick an war für ihn der Fußball erledigt. Er wollte nur noch Musik wie „The Beatles“ machen. Dagegen hatte ein Großteil der Elterngeneration sich entschlossen, in den pilzköpfigen Engländern eine Gefahr für das Abendland und dessen Kultur zu sehen.

Harry Houbens Erinnerungen sind keineswegs untypisch. Viele der heute 40- bis 60-Jährigen können von ähnlichen Erfahrungen und Auseinandersetzungen im Elternhaus berichten. Denn mit dem Aufkommen von Rock'n'Roll und Beat suchten die jungen Leute sich „zu befreien aus Bevormundung, Spießigkeit, Konventionen und autoritären Strukturen“, sagte die Oldenburger Universitäts-Professorin Susanne Binas-Preisendörfer im Schlossmuseum Jever bei der Eröffnung der Ausstellung „Break on through to the other side“. Diese Ausstellung, deren Titel den Refrain eines Rock-Klassikers der „The Doors“ zitiert, ist der von den meisten Erwachsenen lange Zeit als illegitim angesehenen Jugendkultur in den ersten Nachkriegsjahrzehnten gewidmet. Sie lenkt den Blick auf Tanzschuppen, Musikclubs und Diskotheken in Weser-Ems. Auf Stätten also, in denen eine aufmüpfige und aufmuckende junge Generation ihre eigene Freizeitkultur prägte und pflegte. In Jever sind Aufruhr und Rebellion von damals in den Vitrinen des Museums angekommen.

Bei Harry erschöpfte sich die Rebellion vorerst darin, dass er, als er in den „Beatles“ seine großen Vorbilder gefunden hatte, täglich fünf, sechs Stunden lang auf der Gitarre übte und die auf hoher See stationierten Piratensender abhörte, die als Trendsetter jene rebellische Musik spielten, die im Schlagerplätschernden deutschen Hörfunk verpönt war. Eine neue rote Gitarre hatte ihm seine Mutter nach langem Bitten und Betteln für 35 Mark gekauft, heimlich. Der Vater durfte es zunächst nicht wissen, hatte er dem Sohn doch bereits einmal auf recht harsche Art gezeigt, was er von der neuen Jugendbewegung und -mode hielt. Kaum waren Harrys Haare verdächtig nahe an den Hemdkragen herangewachsen, schleppte er ihn zum Friseur und ließ ihm einen rabiaten „Sparschnitt“ verpassen. „Ich fühlte mich in der Szene wie ein Aussätziger“, erinnert sich Harry. Mit 15 Jahren wurde er 1965 als Sänger in eine Band aufgenommen, die sich später den Namen „The Stingrays“, zu deutsch: Stachelrochen, zulegte und sich in den Hoch-Zeiten des Beat Mitte bis Ende der 60er-Jahre zweimal den Titel „Norddeutsche Beatmeister“ erspielte. Die vier 16 und 17 Jahre alten Schüler tingelten an jedem Wochenende zwischen Cuxhaven und Lübbecke von Auftritt zu Auftritt, meist in proppenvollen Gastwirtschaften oder Tanzsälen. Allein in Ostfriesland und Oldenburg gab es im letzten Drittel der 60er-Jahre um die 100 solcher Beatformationen, deren Mitglieder in der Regel zwischen 15 und 19 Jahre alt waren. Harry Houben, damals noch Harry Krieg, wäre nur zu gern ins Profigeschäft eingestiegen. Aber seine große Chance vereitelte ausgerechnet wieder der Vater. Er verweigerte einer namhaften Plattenfirma, die

mit dem als hoffnungsvolles Gesangstalent aufgespürten 18-jährigen Sohn einen Vorvertrag schließen wollte, die Unterschrift.

Was in den Beatschuppen, Tanzsälen, Szenelokalen und später in den Diskotheken wirklich los war, haben vermutlich die wenigsten Eltern und Erwachsenen gewusst, sagt Kulturwissenschaftler Peter Schmerenbeck, der die Ausstellung im Obergeschoss des jeverschen Schlosses konzipiert und die zahlreichen Erinnerungsstücke aus und die Fotos von den Kultläden der Region zusammengetragen hat. Es war, von einigen unrühmlichen Ausnahmen abgesehen, alles sehr viel weniger spektakulär, als es sich die misstrauischen Erwachsenen in ihrer Phantasie ausmalten. Schon 1966 wies beispielsweise die Zeitschrift „Eltern“ auf die Diskrepanz hin zwischen dem oft verwegenen anmutenden Erscheinungsbild der Jugendlichen und den eher harmlosen Formen ihrer Freizeitgestaltung. Die Hauptsache war, sich von den geschmähten Konventionen der Eltern abzusetzen, in Auftreten, Kleidung und Musikgeschmack, sagt Schmerenbeck. Die Kulturgeschichte der Tanzschuppen und Diskotheken, die für die Emanzipation der jungen Menschen auf dem Land vielleicht von noch größerer Bedeutung war als für die großstädtische Jugend, droht heutzutage mehr und mehr in Vergessenheit zu geraten. Tatsächlich hat bereits eine Reihe von einstmals angesagten Szenetreffs die Pforten geschlossen, in Aurich etwa das Old Inn, in Oldenburg Tiffany, Ede Wolf, Renaissance oder Etzhorner Krug und im Oldenburger Münsterland Scala und Charts.

Die Entwicklung der Rock- und Popmusik in den 70er- und 80er-Jahren, hin zu Underground und Subkultur einerseits, aber auch zur alles überschwappenden Disco-Welle andererseits, ist Harry Houben weitgehend fremd geblieben. Nicht, dass er in seinen in wechselnden Besetzungen und mit wechselnden Namen auftretenden Bands nicht auch experimentiert hätte. Allein die sagenhaften neuen technischen Möglichkeiten, bisher ungekannte, ja ungeahnte Soundeffekte zu erzielen, reizten, sich auf Experimente einzulassen. Manche Stücke, erzählt Harry nicht ohne Ironie, zogen sich bis zu zwei Stunden hin, als Leadgitarrist genehmigte er sich auch schon mal ein Solo von bis zu eineinhalb Stunden Dauer. Das sei zwar musikalisch eine spannende Sache gewesen, „doch es war auch brotlose Kunst, weil höchstens ein paar Bekiffte zuhörten“, sagte er. Drogen waren damals, räumt Harry ein, in der Szene „Pflicht“: „Du musstest ein paar Joints intus haben, sonst hast du nicht dazugehört.“ Machten er und seine Bands bei der Underground-Musik noch ein paar Jahre mit, wenn auch eher lustlos, so ließ ihn die langsam anrollende Disco-Welle völlig kalt, obwohl er kurzzeitig sogar mal als Discjockey jobbte. Im Gegenteil: „Die Beatbands haben sich ganz bewusst von der Disco-Szene distanziert. Das war doch bloß Tanzmusik“, sagt er. Sie unterschätzten freilich diese Konkurrenz, weil sie sich nicht vorstellen konnten, dass eines Tages ein Discjockey und seine Plattensammlung gefragter sein würde als die handgemachte Live-Musik auf der Bühne. Damals gelangte Harry Houben schließlich zu der Erkenntnis, „dass Oldies immer gehen“. Die „Stingrays“ beherzigen nun seit Jahrzehnten dieses Motto und spielen heute noch vorwiegend Hits aus den 60er-Jahren, auch, weil nach Harrys Auffassung musikalisch „in den vergangenen 45 Jahren nichts Besseres nachgekommen ist“.

Lange bevor in der zweiten Hälfte der 70er-Jahre der Film „Saturday Night Fever“ die Disco-Welle weltweit kräftig anschoob, waren im Nordwesten bereits die ersten Diskotheken eingerichtet worden, deren jugendliche Besucher sich der aus der Beatmusik hervorgegangenen Rockmusik in allen ihren Variationen verschrieben. Immer mehr in Interieur und Ambiente bis dahin eher biedere Gaststätten und Tanzlokale in Stadt und Land bauten um und rüsteten auf, indem sie neueste psychedelische Lichttechnik und aufwendige Audioanlagen installierten. Die Diskothek, sagt Peter Schmerenbeck, wurde zu einer Art Gesamtkunstwerk, das sich aus Musik, Mode und Lebensgefühl zusammensetzte. Es etablierten sich allmählich eine Reihe legendärer Kultläden wie die Diskothek Scala in Lastrup, das Ede Wolf in Metjendorf, das Haus Waterkant in Norddeich, heute unter dem Namen „Metas Musikschuppen“ bekannt und schon zu Zeiten des Beat weit über die Grenzen Ostfrieslands hinaus eine der tonangebenden Musikkneipen, oder das Whisky a

GoGo in Wittmund. Fast so berühmt, mitunter auch berühmt-berüchtigt wie ihre Lokalitäten waren deren zuweilen exzentrischen Besitzer und die schrillen oder schrägen Discjockeys, deren Spuren die Ausstellung in Jever ebenfalls in Bild und Ton nachspürt. „Die Diskotheken-Zeiten“, sagt Schmerenbeck, „waren für viele die zentrale Phase ihrer Jugend.“ Oder wie Wolfgang Schönenberg, ehemals Besitzer der Scala, schreibt: „Das Wissen, mit einer riesigen harmonischen Gruppe Weltanschauungen geteilt . . . zu haben, bleibt zeitlebens haften.“

Die Ausstellung „Break on through to the other side – Tanzschuppen, Musikclubs und Diskotheken der 1960er, 70er und 80er Jahre in Weser-Ems“ im Schlossmuseum Jever ist bis 27. April 2008 zu sehen.

Öffnungszeiten: Dienstag bis Sonntag 10 bis 18 Uhr.

Weitere Informationen: Telefon 04461/96935-0 oder www.schlossmuseum.de